

ANDREAS  
WINKELMANN



BLEICHER  
TOD

THRILLER

GOLDMANN



Absolution. Lassen wir den religiösen Charakter einmal beiseite. Absolution ist hergeleitet vom lateinischen *absolvere* und bedeutet loslösen, freisprechen.«

Dr. Sternberg trat von ihrem Pult zurück und ging auf und ab.

»Diese Frauen erwarten, dass ich sie von einer Schuld freispreche. Sie fühlen sich schuldig. Finden Sie das nicht merkwürdig? Sie sind Opfer eines Psychopathen geworden, und Opfer tragen doch keine Schuld. Woher also dieser Wunsch?«

»Ich kann mir vorstellen, worauf sie hinauswollen«, sagte Tanja Schildknecht.

»Na, dann raus damit.«

»Sie sprechen von Frauen, die an der Seite von Psychopathen gelebt haben, oft jahrelang, ohne es zu merken. Die glauben echt, sie seien selbst schuld, weil sie sich haben täuschen lassen. So wie es auch uns gehen würde, wenn so ein Typ neben uns sitzt.«

»Genau! Aber es geht noch darüber hinaus. Viele dieser Frauen haben nicht nur passiv an der Seite eines Gewissenlosen gelebt, nein, sie haben ihn auch noch aktiv unterstützt, haben sich vor seinen Karren spannen lassen, sich schützend vor ihn gestellt, ihm Mitleid gespendet. Auch als sie erkannten, dass mit ihrem geliebten Partner etwas nicht stimmt, machten sie weiter – weil der Gewissenlose es ihnen einfach machte. Psychopathen sind ausnahmslos hervorragende Lügner und Schauspieler. Selbst wenn man die Anzeichen kennt oder wenn man schon etwas ahnt, so wie diese Frauen, kann man sich nicht sicher sein. Vielleicht verheimlicht der Psychopath Ihnen gerade das, worauf Sie zu achten gelernt haben.«

»Also *kann* man sie gar nicht erkennen?«, fragte ein Teilnehmer.

»Doch, man kann. Es gibt Methoden, einen Gewissenlosen zu erkennen. Diese zu vermitteln, Sie dafür zu sensibilisieren, dafür habe ich dieses Seminar ins Leben gerufen. Die Gewissenlosen machen uns anderen, die wir ein Gewissen haben, die wir Mitleid empfinden, jeden Tag aufs Neue das Leben schwer. Und ich denke, es ist an der Zeit, etwas dagegen zu tun. Finden Sie nicht auch?«

»Das würden wir nur zu gern«, sagte ein Beamter mit Vollbart und dickem Bauch.

»Aber ich glaube trotzdem, es ist, wie eine Kollegin vorhin in der Pause gesagt hat: Man erkennt ihn erst, wenn man sein Messer im Rücken hat.«

»Ein anschauliches Bild«, sagte Dr. Sternberg. Ihr Blick glitt zu Nele hinüber und verharrte einen Moment bei ihr, bevor sie sich dem letzten Sprecher zuwandte.

»Aber so weit müssen wir es nicht kommen lassen. Nicht in jedem Fall.«

Sie schaltete den Laptop ein. An der weiß getünchten Stirnwand des Seminarraums tauchte ein einziges Wort auf.

Gewinnen.

Sie ließ das Wort zunächst auf die Anwesenden wirken.

»Soziopathen wollen um jeden Preis gewinnen. Sie wollen mit uns spielen und gewinnen. Sie wollen unser Geld, unseren Stolz, unser Mitleid, unsere Kraft, manche wollen auch unser Leben, aber das sind die wenigsten. Ein überdurchschnittliches Bedürfnis nach Stimulation treibt sie an, lässt sie niemals ruhen. Sie können und wollen sich nicht um andere Menschen kümmern, bauen keine Beziehungen um der Emotionen willen auf. Das Einzige, was den Gewissenlosen bleibt, ist der Sieg. Gewinnen um jeden Preis.«

»Aber will das nicht jeder?«, fragte Tanja Schildknecht.

Frau Dr. Sternberg sah sie an. »Sie haben vorhin, als es in die Pause ging, den anderen die Tür aufgehalten und sind aus diesem Grund wahrscheinlich zuletzt am Kaffeeautomaten gewesen, haben in Kauf genommen, keinen mehr zu bekommen. Sie wollten nicht die Erste sein, wollten nicht gewinnen.«

»Aber das sind doch Banalitäten!«

»Im Banalen finden sich häufiger soziopathische Grundzüge als in auffälligem Verhalten. Die wenigsten Soziopathen sind Serienmörder. Die allermeisten spielen kleinere Spiele, die wir anderen nicht bemerken. Aber auch dabei finden sie ihre Opfer, und die leiden nicht weniger, nur weil sie mit dem Leben davonkommen. Achten Sie zukünftig gerade auf die banalen Zeichen.«

»Und welche sind das?«

Frau Dr. Sternberg ließ ihren Blick über die Seminarklasse gleiten.

»Mitleid«, sagte sie schließlich laut und deutlich. »Psychopathen wollen bemitleidet werden.«

*Laufen!*

*Du musst laufen, so schnell du kannst!*

Links und rechts duckten sich niedrige Gebäude, doch Miriams anfängliche Hoffnung, sich in bewohntem Gebiet zu befinden, zerschlug sich schnell. Das waren keine Häuser, sondern so etwas wie Lagerhallen. Also lief sie in die einzige Richtung, in der kein Gebäude stand, und erreichte schnell die Teerstraße, von der sie vorhin abgebogen waren. Dank der Schneereste und des immer wieder hervorbrechenden Mondes konnte sie einigermaßen sehen. Sie befand sich auf einer Anhöhe. Irgendwo dort vorn, in einer schwer einzuschätzenden Entfernung, schwebten winzige Lichter in der Dunkelheit.

Dorthin musste sie!

Lichter bedeuteten Leben!

Nach ein paar Minuten bog sie von der Teerstraße auf einen Schotterweg ab, weil die Lichter sich nach links verschoben. Der Weg wurde schnell schmaler und führte als Trampelpfad in ein tiefer gelegenes Waldstück.

Miriam blieb stehen. Sie war außer Atem, aber längst nicht am Ende ihrer Kraft. Dafür war sie viel zu gut trainiert. Was sie jetzt tat, entsprach nicht Cems Anweisungen. Wenn man sich für die Flucht entschieden hatte, sollte man auch flüchten, und zwar, ohne zu stoppen und ohne sich umzusehen. Nur laufen, so schnell man konnte, dabei ein Ziel anvisieren, möglichst belebte Plätze oder zumindest eine befahrene Straße.

Aber so etwas gab es hier draußen nicht.

Miriam drehte sich im Kreis.

Wohin?

Sie entschied sich für den Wald. Nicht nur, weil sie sich darin besser verstecken konnte, sondern auch weil auf dessen anderer Seite die Lichter lagen. Ein kleines Dorf, ein Gehöft vielleicht, völlig egal, solange dort Menschen lebten, die ihr helfen würden.

Die Sporthose aus schwarzem Funktionsmaterial war dünn und schützte nicht vor den Brombeerranken, die wie große Krallen in den Weg hineinragten. Die Dornen verhakten sich in dem Material, rissen Löcher hinein, und schon nach wenigen Metern spürte sie, wie sie auch Löcher in ihre Haut rissen. Es tat weh, aber nicht so sehr, wie es wehtun würde, wenn der Typ sie erwischte.

Der Weg wurde immer abschüssiger und rutschiger. Über ihr schlossen sich die laublosen Kronen der Erlen und Pappeln zu einem löchrigen Dach, das nicht mehr viel vom Mondlicht hindurchließ. Die Sicht wurde schlechter. Dünne Zweige schlugen ihr ins Gesicht. Sie befürchtete, einen Ast ins Auge zu bekommen, und wurde langsamer. Schließlich blieb sie abermals stehen und hielt sich an einem Baumstamm fest.

Sie lauschte, aber leider waren ihr eigener Atem viel zu laut und ihr Herzschlag zu heftig.

Plötzlich ein lautes Knacken irgendwo über ihr. Also war er ihr doch auf den Fersen, wollte sie nicht einfach so entkommen lassen.

Miriam ließ den Baum los, setzte zum Spurt an, glitt aber aus, bevor sie den ersten Schritt tun konnte. Sie fiel auf den Hintern und rutschte den steilen Weg hinab. In Panik griff sie wild in die Dunkelheit hinein und erwischte einen der unteren Äste eines Strauches. Daran klammerte sie sich wie eine Ertrinkende in einem reißenden Fluss, meinte sogar, Wasser rauschen zu hören.

Über ihr flammte eine Taschenlampe auf. Der Lichtstrahl ging zunächst in die Kronen der Bäume hinauf, wanderte dann abwärts und suchte den Boden ab. Der Mann war vielleicht dreißig Meter entfernt und befand sich halb links von ihr.

Miriam ließ den Ast los und rutschte weiter den Hang hinab. Etwas stach ihr in den Oberschenkel und schrammte schmerzhaft an ihrem Bauch entlang. Schließlich spürte sie eiskaltes Wasser an ihren Füßen, und ihre Rutschpartie war beendet. Sie stand bis über die Fußgelenke in fließendem Wasser, schräg mit dem Oberkörper gegen das lehmige Ufer gelehnt.

Über ihr durchbohrte der Lichtstrahl die Dunkelheit.

Miriam ließ sich weiter ins Flussbett hinab. Sie hielt den Atem an, als ihr Becken ins Wasser geriet. Für ihren von der Flucht erhitzten Körper war die Temperatur ein Schock. Auf Händen und Knien schob sie sich eng ans Ufer gepresst im Bachbett voran, bis sie eine Stelle entdeckte, an der sie sich unter das überspringende Ufer ducken konnte. Es war nur eine flache Nische, in die sie kaum hineinpasste, aber da der Mann von oben kam, würde er sie nicht entdecken, auch nicht mit seiner Taschenlampe. Dazu müsste er schon in den Bach steigen – was er hoffentlich nicht tun würde.

Die Kälte schlug gnadenlos zu, als Miriam kaum eine halbe Minute in ihrem Versteck hockte. Sie begann unkontrolliert zu zittern, zog die Knie eng an ihren Oberkörper und umschlang sie mit den Armen. Über ihr ragten Wurzeln aus dem Lehm Boden. Wasser perlte daran herab, tropfte auf ihr Haar, in den Nacken, zwischen die Brüste. Ihre vom Wasser umspülten Füße wurden rasch taub.

Miriam wusste, sie durfte dieses Versteck nicht verlassen, bevor der Mann nicht verschwunden war. Sie biss die Kiefer fest aufeinander, um das verräterisch laute Klappern ihrer Zähne zu unterdrücken. Aus weit aufgerissenen Augen versuchte sie etwas von dem Licht der Taschenlampe zu erhaschen.

Plötzlich tauchte die flache Scheibe des Lichtkegels im Bachbett auf, schwamm ein paar Meter rechts von ihr auf dem Wasser, zuckte dann hin und her und tastete das jenseitige Ufer ab. Er suchte nach Spuren. Über sich konnte sie die schweren Schritte des Mannes spüren. Zweige knackten. Er stand jetzt praktisch über ihrem Kopf. Sie hörte ihn atmen.

*Hoffentlich hält das Ufer, hoffentlich hält das Ufer!*

Lehmbrocken fielen herab, landeten auf ihren Schultern und platschten ins Wasser. Sofort zuckte der Lichtkegel dorthin. Wenn sie die Hand ausstreckte, würde sie in den hellen Strahl hineinfassen, so nah war er.

Nach ein paar Minuten verschwand das Licht, und Miriam hörte, wie er sich

entfernte.

Er hatte aufgegeben!

Sie wartete noch ab, bis sie lange Zeit weder ein Licht gesehen noch ein Geräusch gehört hatte. Als sie sich schließlich bewegte, waren ihre Füße und Unterschenkel taub von der Eiseskälte des Wassers. Mühsam stakste sie zum anderen Ufer hinüber, konnte dabei aber kaum das Gleichgewicht halten und stolperte ein ums andere Mal.

Auf allen vieren erklimmte sie den Hang, zog sich dabei an Ästen und Sträuchern hoch und hielt erst inne, als am Rande der Senke der Wald endete. Dort ließ sie sich zu Boden fallen. Ihr Atem raste, ihre Finger schmerzten. Sie brauchte einen Moment Pause, wusste aber, dass sie keine Zeit verlieren durfte. Vielleicht kannte er sich hier aus und wusste, wo er sie abpassen konnte.

Nach einer halben Minute kämpfte Miriam sich wieder auf die Beine und lief in einer tiefen, hart gefrorenen Traktorspur weiter.

*Nicht aufgeben.*

*Nur noch ein paar Hundert Meter, dann hast du es geschafft.*

So sehr sie sich auch zu motivieren versuchte, Miriam wurde doch immer langsamer. Sie hatte keine Kraft mehr, ihre Akkus waren leer, außerdem fühlte sie sich, als stecke sie im Körper einer alten Frau.

Schließlich erreichte sie eine Straße. Sie verlief in einem weiten Bogen um die Hügelkuppe auf die Lichter zu.

Die Hände um den Oberkörper geschlungen, humpelnd und vor Kälte und Erschöpfung zitternd, setzte Miriam in gleichmäßigem Rhythmus einen tauben Fuß vor den anderen. Der Mond schien ihr in den Rücken, und ihr Schatten fiel lang voraus auf die Straße. Sie konzentrierte sich darauf, versuchte den Schatten einzuholen, ließ sich von ihm ziehen, so wie sich ein Langstreckenläufer von einem Sprinter ziehen ließ. Dabei geriet sie in Trance, spürte ihre Lider immer schwerer und ihre Gedanken immer träger werden.

Das Auto bemerkte sie erst, als es direkt neben ihr scharf abbremste.

Gegen zweiundzwanzig Uhr parkte Nele Karminter ihren Wagen am Straßenrand vor dem roten, viergeschossigen Gebäude, in dem sie ihre Mietwohnung hatte.

Im Radio lief gerade »Chasing Cars« von Snow Patrol, ein Lied, das sie besonders mochte, weil es ihr das Gefühl vermittelte, über den Dingen zu schweben, besonders wenn sie mit dem Auto unterwegs war. Mit geschlossenen Augen blieb sie so lange sitzen, bis der letzte Ton verklungen war, erst dann stieg sie aus.